

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 34 (1958-1959)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Was ist ein unterentwickeltes Land? : Paraguay als Beispiel  
**Autor:** Schicker, Adolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1073223>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Was ist ein unterentwickeltes Land?

VON ADOLF SCHICKER

## PARAGUAY ALS BEISPIEL

Der Verfasser dieses Beitrages erwarb 1948 an der Abteilung für Landwirtschaft der ETH das Diplom als Ingenieur-Agronom und wanderte zwei Jahre später nach Argentinien aus. In den folgenden vier Jahren war er erst an einem Universitätsinstitut im Norden des Landes tätig und nachher an einer landwirtschaftlichen Schule in der Nähe von Bahia Blanca. 1954 sandte ihn die FAO als Experten ins Nachbarland Paraguay, um im Rahmen des Programms für technische Hilfe an unterentwickelte Länder die zuständigen Regierungsorgane bei der Ausgestaltung und Reorganisation des landwirtschaftlichen Ausbildungswesens zu beraten. Diese Arbeit dauerte dreieinhalb Jahre, genügend Zeit, um Land und Leute kennen zu lernen.

Die nachstehenden Ausführungen sind deshalb interessant, weil sie einen typischen Einblick in die Probleme eines unterentwickelten Landes geben.

**Auch ein Privilegierter hat es nicht leicht** In Paraguay krähen morgens die

Hähne früher als anderswo. Auch in der Hauptstadt Asunción mit zirka 350 000 Einwohnern geht lange vor Sonnenaufgang ein Riesenspektakel los. Denn fast jedes Haus hat einen Patio (Hinterhof), und in jedem Patio ist mindestens eine kleine Ecke für einen wenn noch so winzigen Hühner-

hof abgeteilt. Kein Hühnerhof ohne Hühner, einmal wegen der Verwertung der Küchenabfälle, dann auch wegen der Bereicherung des Menus durch ein gelegentliches Suppenhuhn und vor allem wegen der Eier. Der Großteil dieser städtischen Amateur-Hühnerhalter ist überzeugt davon, daß die Anwesenheit von Hähnen im Hühnerhof das Eierlegen fördere. Daher ihre große Anzahl und ihr Krähen am frühen Morgen, das sich von ferne wie ein eigenständiges Getöse anhört. Das Krähen der Tausende von Hähnen tritt an die Stelle des Weckers; es ist für jedermann das allgemein hörbare Zeichen für den beginnenden Tag.

Auch Señor José Rodriguez, seines Zeichens Chef einer Abteilung des Landwirtschaftsministeriums, erhebt sich inmitten des allgemeinen Hähnekrähens zwischen vier und halb fünf Uhr. Vor dem Arbeitsbeginn um halb sieben muß er noch einige wichtige Besorgungen erledigen. Er wohnt nicht in der Stadt selbst, sondern in deren Umgebung auf einer «Chac-



*Der Verfasser instruiert einen Schüler auf einer Maispflanzung*

ra», was am ehesten etwa mit Bauernhof übersetzt werden kann. Da er den Typ des Staatsbeamten verkörpert, mit dem ich im Verlaufe meiner Arbeit immer wieder zu tun hatte, wollen wir ihn etwas näher kennen lernen.

Von Beruf ist er «Agrónomo», das heißt, Absolvent einer landwirtschaftlichen Fachschule auf Technikumsstufe. Nach Abschluß seiner Ausbildung erhielt er durch Vermittlung eines Verwandten einen Posten im Landwirtschaftsministerium. Nach relativ kurzer Dienstzeit wurde er im Gefolge einer der häufigen Personalumstellungen Direktor einer Abteilung. Diese Stellung mußte er aber beim nächsten Ministerwechsel ebenso rasch wieder aufgeben, das heißt sich versetzen lassen. So ging das etwa 15 Jahre lang. Heute weist er mit Stolz auf diese lange Dienstzeit hin, denn nicht allen höhern Beamten gelingt es, sich in der staatlichen Verwaltung so lange zu halten. Rodriguez hatte aber das Glück, unter allen Parteigruppen, die sich ständig die Macht

streitig machen, immer wieder auf einen Verwandten, Bekannten oder Freund zählen zu können, mit dessen Hilfe er sich jedesmal von neuem einen Posten sichern konnte.

Auch zu seiner Chacra kam er auf diese Weise. Da war vor einigen Jahren ein Stück Land von etwa 20 Hektaren zu verkaufen. Dank der guten Dienste eines Freundes seiner Familie, der zu jenem Zeitpunkt Beamter auf der entsprechenden Abteilung der staatlichen Bank war, bekam er ein Darlehen zum Kauf dieses Landstückes. Ein weiteres Darlehen von einer andern Kreditinstitution verhalf ihm zu einem Wohnhaus. Heute hält er einige Kühe und verkauft Milch, ferner pflanzt er, das heißt seine Peone (Knechte) Gemüse, Bohnen und andere Feldfrüchte. Seine Frau besorgt das Hauswesen und hält allerlei Federvieh. Sie ist es auch, die an die angestammte Kundschaft verkauft, was der Betrieb produziert.

Aber weder die Produktion noch der Verkauf gehen so, wie sie sollten, und Señor Ro-

driguez steckt daher dauernd in Geldschwierigkeiten. Die Banken wollen ihre Darlehen zurückhaben. Dies stellte er zu wenig in Rechnung, als er sie aufnahm. Wichtiger war damals, das Geld zu bekommen, nachher würde man dann sehen. Aber er ist zuversichtlich und rechnet mit einem neuen Darlehen, mit dem die beiden Löcher zugestopft werden können. Ja, er hofft sogar auf noch mehr: Er hat der Bank einen neuen Bewirtschaftungsplan eingereicht, der klipp und klar beweist, daß seine Chacra nur rationell produzieren kann, wenn «man» ihm den Ankauf eines Traktors ermöglicht. Dies bedeutet, daß die Bank ihm dazu einen neuen Kredit einräumen sollte. Dann könnte er Riesengewinne erzielen! Wenn unser Amigo Rodriguez Glück hat, dringt er mit seinem Begehr durch. Andernfalls ist nicht viel verloren, denn keine der beiden Banken haben ein Interesse daran, ihm seinen schlecht rentierenden Betrieb wegzunehmen. Da er aktives Mitglied der Regierungspartei ist (der einzigen, die es offiziell gibt!), kann ihm sowieso nicht viel geschehen, weil die Partei auch das gesamte Kreditwesen beherrscht. Ferner bedeutet Zeit für ihn Geld, denn die Inflation geht mit Riesenschritten vorwärts, wodurch sich seine Schulden immer mehr entwerten. Daher seine beiden wichtigen Grundsätze: Schuldenmachen bedeutet in jedem Fall ein lohnendes Geschäft!, und: Kommt Zeit, kommt Rat!

Nebst seiner Staatsstelle und der Leitung seines Landwirtschaftsbetriebes geht Herr Rodriguez noch einer andern Beschäftigung nach: Er studiert seit zwei Jahren an der neugegründeten veterinärmedizinischen Fakultät, trotz seiner 37 Jahre. Er meint, daß er später als Tierarzt ganz schön verdienen könne, und dann hätte er, wenn er es einmal zum «Doctor» gebracht hätte, auch in anderer Hinsicht Möglichkeiten, die ihm als bloßer Agrónomo verschlossen bleiben. Vom Großteil seiner Kollegen in der Verwaltung macht er insofern eine Ausnahme, als er sich nicht mit Geschäften abgibt. Es liege ihm einfach nicht, Leute übers Ohr zu hauen, sagt er. Das Ideal des Durchschnittsmannes ist, durch Kaufen und Verkaufen von Waren seinen Lebensunterhalt zu verdienen und damit reich zu werden. Dies ist weniger anstrengend als etwa ein Handwerk. Handarbeit steht beim Südamerikaner sowieso nicht hoch im Kurs, und das Erlernen eines Handwerks schon gar nicht.

Herr Rodriguez übt also drei Beschäftigungen aus: Studierender an der Universität, selbständiger Landwirt und «Generaldirektor für das Ausbildungswesen» im Landwirtschaftsministerium. Es ist klar, daß er sich an keinem der drei Posten richtig einsetzen kann, obschon im Staatsdienst nur morgens während fünf Stunden, also 30 Stunden pro Woche, gearbeitet wird. Weil er wenig zu Hause ist, trägt auch seine Chacra nicht so viel ab wie sie könnte und sollte und sieht ziemlich verlottert aus. In seinem Büro im Ministerium erscheint er oft während einem oder zwei Tagen nicht, weil er sich gerade auf eine Zwischenprüfung an der Fakultät vorbereiten muß. Er verliert auch sehr viel Zeit mit Hin- und Herfahren. Um in sein Büro zu gelangen, muß er von seiner Chacra aus zuerst zweieinhalb Kilometer auf einem Karrenweg marschieren, bis er zu einer Fahrstraße gelangt. Dort muß er auf den klapperigen, überfüllten Omnibus warten und, falls er sich hinaufzwängen kann, eine halbe Stunde fahren. Von der Bus-Endstation sind es nochmals zehn Minuten zu Fuß, bis er verschwitzt und meist schon müde auf seinen Bürostuhl sinken kann. Um zur veterinärmedizinischen Fakultät zu gelangen, muß er nach dem gleichen Fußmarsch eine Viertelstunde in der entgegengesetzten Richtung fahren. Es bedeutet keine Kleinigkeit, bei schlechtem Wetter, wenn sich der Karrenweg in einen Morast verwandelt, oder in der Hitze der Sommermonate tagtäglich diese Strecken zurückzulegen.

Nur wenn es morgens in der Frühe regnet, genießt unser geplagter Rodriguez eine gewisse Erleichterung. Dann besteht für ihn nämlich keine Verpflichtung, am Arbeitsort zu erscheinen. Bei Regenwetter stehen viele Straßen tief unter Wasser oder verwandeln sich in Morast. Omnibusse bleiben unweigerlich stecken oder rutschen in den Straßengraben ab. Sie verkehren daher nicht. Da der Verkehr lahmgelegt ist, sieht man an regnerischen Vormittagen in den amtlichen Büros nur wenige Angestellte. Regen ist immer ein triftiger Grund, zu Hause zu bleiben. Auch wichtige Verabredungen sind automatisch auf «mañana» (morgen) aufgeschoben, wenn vor dem abgemachten Zeitpunkt Regen fällt!

Bei schlechtem Wetter kann sich unser Amigo Rodriguez also Zeit lassen mit dem Aufstehen. Seine üblichen Morgenbesorgungen, wie etwa das Verteilen der Tagesarbeit an seine

Peone, Herausgabe von Werkzeug oder Saatgut und anderes mehr, fallen sowieso dahin, denn seine Hilfskräfte erscheinen natürlich auch nicht zur Arbeit! Er selbst bleibt ebenfalls zu Hause und verbringt den Tag mit Lesen, Nachführen von Kollegheften, einem Rundgang durch sein Besitztum, falls das Wetter später besser wird, oder auch nur mit Mate schlürfen und die Zeit totschlagen. Irgendwelche Arbeit in seinem Betrieb verrichtet er aber unter keinen Umständen, denn wozu ist man Grundbesitzer und leistet sich bezahlte Knechte?

Einem Beamten in der Stellung von Herrn Rodriguez steht eigentlich ein Dienstwagen zu. Sein Amtsvorgänger hatte einen, nahm ihn aber mit, als er in eine andere Abteilung versetzt wurde. Die übrigen Automobile, die dem Ministerium zur Verfügung stehen, sind in den Händen von andern Funktionären, die es besser verstanden, sich rechtzeitig eines zu reservieren. Trotzdem Rodriguez keinen Dienstwagen hat, bekommt er von der Verwaltung Benzincoupons. Damit könnte er sich an einer Regierungs-Tankstelle Gratisbenzin geben lassen. Da er aber keine Verwendung für Treibstoff hat, zieht er vor, diese Coupons zu veräußern, um sein monatliches Salär von 330 Franken etwas zu erhöhen.

#### **Der Kleinbauer hat es noch schwerer**

José Rodriguez ist einer der nicht sehr zahlreichen, privilegierten Nebenberufslandwirte, denen die Großstadt noch andere Verdienstmöglichkeiten bietet. Nicht so die zirka 130 000 Kleinbauern, die mit ihren Familien den Hauptanteil der anderthalb Millionen Einwohner des Landes stellen. Ein typischer Vertreter dieser von der Hand in den Mund lebenden kleinbäuerlichen Selbstversorger ist Juan Perez.

Sein Besitztum umfaßt etwa sieben Hektaren, die er von seinem Vater erbte. Dieser besaß 30 Hektaren, die nach seinem Tod unter die vier legitimen Kinder aufgeteilt wurden. Mit seiner Familie bewohnt Juan Perez einen selbstgebauten Rancho, eine Hütte mit Grasdach und Wänden aus kleinern Baumstämmen und Ästen mit Lehmverputz. Die Türe ist aus rohen Brettern gezimmert und schon ziemlich wackelig, ebenso die Läden. Fenster mit Glasscheiben kann er sich nicht leisten. Der Boden in beiden Räumen und unter dem breiten Vor-

dach, wo sich das tägliche häusliche Leben abspielt, besteht aus gestampfter Erde. Gekocht wird an einem Holzkohlenfeuer unter dem Vordach; das dazu nötige Wasser wird aus dem nahen Bach geholt. Dort werden auch die Kleider der Familie gewaschen. Irgendwelche Toiletteneinrichtungen gibt es bei den Perez nicht, dazu dienen die nahen Gebüsche.

Die Perez haben sechs Kinder. Drei weitere starben in den ersten Lebensmonaten. Zwei helfen schon mit bei der täglichen Arbeit; zwei gehen in die sieben Kilometer entfernte Schule. Das jüngste kann noch nicht gehen und krabbelt den ganzen Tag auf dem Lehm Boden umher. Es ist kränklich und will nicht recht gedeihen. Der Regierungsarzt, den das Gesundheitsministerium von Zeit zu Zeit in diese Gegend schickt, meinte, es hätte wohl die «bichos» (Würmer verschiedener Art). Aber was soll man da machen, so Gott will, wird es schon groß werden! Seinen ältesten Sohn konnte Perez vor einem Jahr dank der Mithilfe eines in der Stadt wohnenden Vetters in einer Ackerbauschule des Landwirtschaftsministeriums unterbringen. In einem Jahr wird er mit einem Diplom nach Hause kommen, da müßte man eigentlich wieder mit dem Vetter sprechen, um für den jungen Mann eine Stelle in einem Geschäft oder beim Staat zu finden. Er wird wohl nicht mehr zu Hause mit Ochsen und Holzpflug arbeiten wollen, nachdem er so lange «studiert» hat! Ob man wohl von der staatlichen Besiedlungs- und Kreditorganisation ein Stück Land – mindestens 50 Hektar müßten es schon sein! – erhalten könnte, damit er sich selbständig machen kann? Da müßte der Staat aber gleich ein Darlehen gewähren, damit sein Sohn, nachdem er sich so lange ausbildete, gleich von Anfang an einen Traktor anschaffen könnte, denn mit dem langsam und altmodischen Ochsenzug kommt man ja doch nirgends hin! Auf alle Fälle war sein ältester Sohn während zwei Jahren gut versorgt ohne irgendwelche Kosten und konnte sich obendrein den ebensolange dauernden und sehr strengen Militärdienst ersparen, denn davon sind die Absolventen dieser Schulen befreit.

Diese Gedanken beschäftigen Juan Perez beim allmorgendlichen Mate, einem bitteren Tee, der heiß mit einem Röhrchen aus einem kleinen Kürbisgefäß geschlürt wird. Seine ältere Tochter steht in der Nähe, eine rauchgeschwärzte Kanne in der Hand, um sofort sie-

dendheißen Wasser nachzufüllen, wenn ein schlürfendes Geräusch anzeigt, daß nur noch Teesatz im Gefäß ist. Ringsherum scharren etwa ein Dutzend Hühner jeden Alters, die wie gewohnt die Nacht auf den Orangen- und Mandarinenbäumen in der Nähe des Hauses zubrachten. Zwei Schweine grunzen in einer Wasserlache, und die zwei Hunde liegen in der Morgensonnen. An weiterer Viehhabe besitzt Juan Perez zwei Zugochsen und zwei Kühe sowie ein Pferd, das er aber nur zum Reiten benutzt. Der eine Ochse ist schon ziemlich alt und mager; nach jedem halben Tag Arbeit am Pflug oder der «carreta» (zweirädriger, schwerer Karren) muß er einen, besser zwei Tage auf der Weide gelassen werden, damit er sich ausruhen kann. Wahrscheinlich hat er «bichos» und Juan Perez überlegt sich weiter, daß er dieses Jahr mehr «coco» (Früchte einer überall vorkommenden Palme) einsammeln und an die Ölfabrik abliefern sollte, um das Geld für einen neuen, jüngern Ochsen zusammenzubringen. Er hat zwar der Bank ein Gesuch für einen Kredit zum Kauf eines Zugochsen eingereicht, aber der Inspektor der Bankfiliale im Bezirkshauptort sagte ihm jüngst, als er hintritt, sein Gesuch sei nach Asunción weitergeleitet worden. Doch hätte die Hauptbank noch immer keinen Bescheid gegeben, was wohl heißen könnte, daß man ihm den Kredit nicht bewilligen wolle, da man ja wisste, daß im Moment nicht viel flüssiges Geld da sei.

Sein Nachbar, der Fernandez, hat einen jungen Ochsen, schon groß genug, um ins Doppeljoch gespannt zu werden. Wenn er das nächste Mal ins Dorf reitet, wird er bei Fernandez vorsichtig sondieren, ob sich dieser auf einen Handel ohne Barzahlung einlassen würde. Zahlen würde Perez später, wenn die Bank das Darlehen eventuell doch noch gewährt, oder dann bestimmt, wenn die Ölfabrik die gelieferten Coco-Früchte abrechnet und bezahlt

Damit übergibt Perez das Mate-Gefäß mit samt dem im Teesatz steckenden Röhrchen seiner Tochter, steht auf und sagt zu ihr auf Guaraní (indianische Umgangssprache auf dem Land), daß er nun arbeiten will. Dann geht er auf die Weide, um die Ochsen zu suchen und einzuspannen, denn es ist noch ein größeres Stück zu pflügen für den diesjährigen Mais. Das Mädchen kratzt den Teerückstand mit dem Röhrchen aus dem Gefäß und wirft ihn ins nahe Gras. Dann spült sie es schnell aus und legt es unter den Dachbalken neben



Anna und Fredi sind Geschwister. Anna merkt, daß ihr Bruder, der Student, in der letzten Zeit völlig verändert ist: Er kleidet sich sorgfältig, er besucht fleißig den Coiffeur und zeigt noch andere Zeichen der Verliebtheit. Die Schwester möchte ums Leben gern wissen, wie die neue Freundin ihres Bruders heißt. Er aber will es ihr nicht verraten.

Da findet sie auf Notizblättern, die auf seinem Schreibtisch liegen, zwischen den Auszügen aus Büchern immer wieder die gleichen Buchstaben:

L N K S R

Sie studiert an der rätselhaften Inschrift herum, denn sie ist überzeugt, daß diese die Antwort auf die sie beschäftigende Frage enthält. Wirklich begrüßt sie den Bruder eines Abends mit dem vollen Namen seiner neuen Freundin.

### Frage: Wie heisst die Freundin?

Auflösung Seite 99

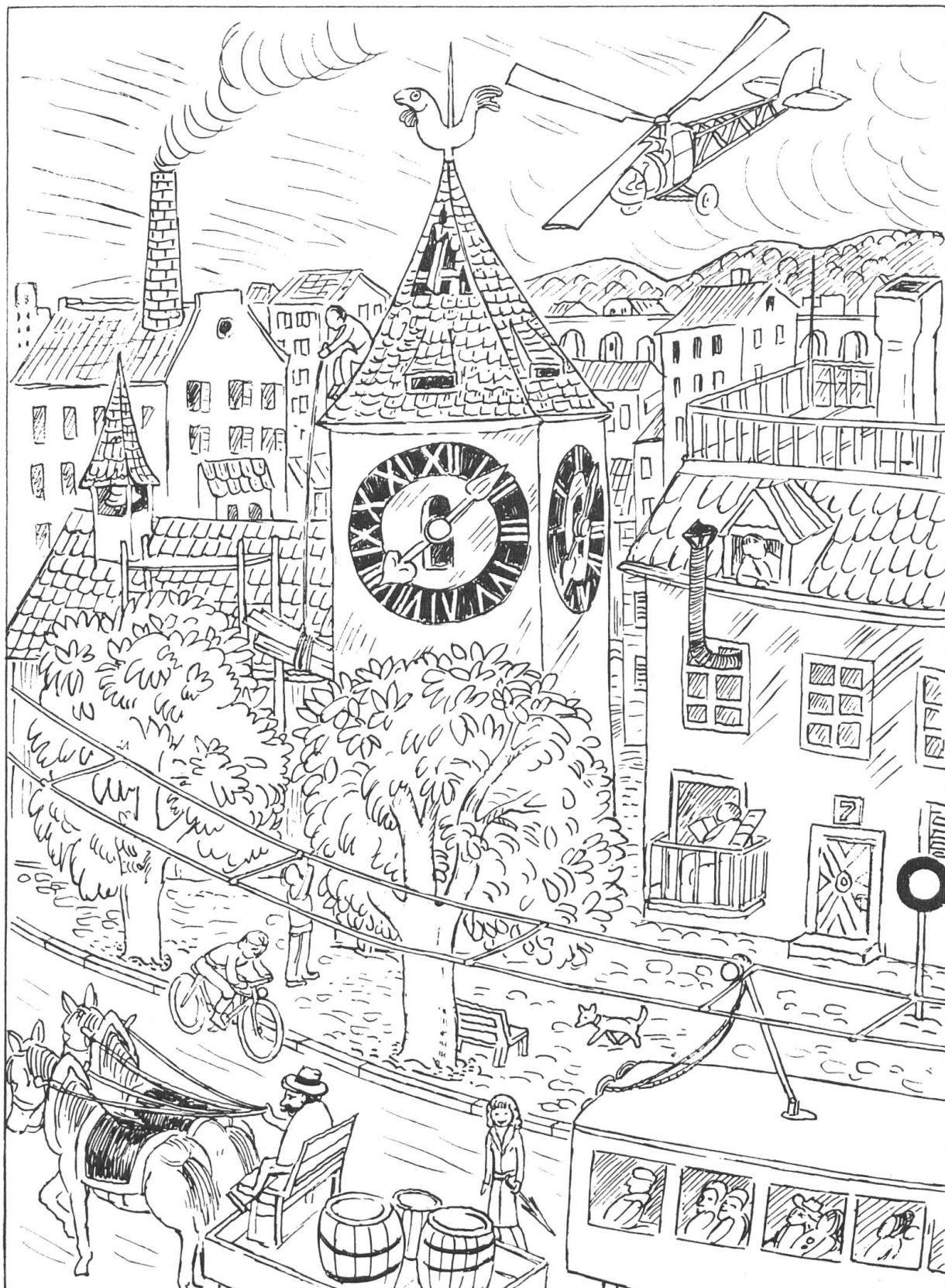
---

den blauen Papiersack mit Verba (Mate-Tee-pulver), bereit für die nächste Mate-Runde vor dem Mittagessen.

Von seinen sieben Hektaren bepflanzt Perez je eine halbe Hektare mit Mais und Baumwolle, je eine Viertelshektare mit Erdnüssen, Erbsen, Mandioca, Bohnen und Süßkartoffeln. Ferner besitzt er eine kleine Parzelle Zuckerrohr, das als Futter für das Vieh verwendet wird, sowie ein gutes Dutzend Orangen- und Mandarinenbäume und ebensoviele Bananenstauden. Im ganzen hat er etwa zweieinhalb Hektaren offenes Ackerland. Mehr könnte er mit seinen Mitteln nicht bebauen, denn an Ackerbaugeräten besitzt er nicht mehr als einen Pflug, eine kleine Egge, zwei Spaten, einige schwere Hacken und zwei Macheten

# LÜGENBILD

Zeichnung von Emil Medardus



Diese Zeichnung enthält 10 Unmöglichkeiten.

Auflösung Seite 99

(lange, schwere Buschmesser). Der Rest seines Landes liegt brach, teilweise mit Gestrüpp überwachsen, und dient als Weide. Überall, auch auf dem umgepflügten Land, stehen Coco-Palmen (*Mbocayá*, *Acrocomia Totai*). Aus den Früchten dieser Palme wird Öl gewonnen, die Blätter dienen als willkommenes Viehfutter, der Stamm als Baumaterial und gespalten und ausgehöhlten auch als Dachziegel. Der Same ist übrigens eßbar, wie auch die jungen, noch eingerollten Blätter (Herz). Also eine überaus vielseitige Nutzpflanze, die obendrein noch den Vorteil hat, daß sie überall auf dem roten Sandboden von selbst wächst und keinerlei Wartung oder Pflege erfordert. Man begreift also, daß kein Einheimischer in Paraguay eine solche Palme umhauen würde; Kenner des Landes behaupten, schon wegen der damit verbundenen schweren Arbeit! Auch Perez läßt alle seine Coco-Palmen stehen und zieht es vor, sie beim Pflügen zu umfahren.

Auf diese Art und Weise kann der Boden natürlich nicht rationell bewirtschaftet werden. Die wenigen Gerätschaften, die Juan Perez besitzt, in Verbindung mit dem wenig fruchtbaren Boden, bilden den Hauptgrund für die äußerst niedrigen Erträge, die er und seine Berufskollegen herauswirtschaften. Es ist schwierig, diese etwa mit den Erträgen der schweizerischen Landwirtschaft vergleichen zu wollen, da eine Vergleichsbasis fehlt. Anderseits ist aber festzuhalten, daß fortschrittliche europäische Kolonisten im Lande drei- bis fünfmal mehr pro Hektar produzieren als die einheimischen kleinbäuerlichen Selbstversorger. Juan Perez hat seinen Boden noch nie gedüngt, er kennt weder kontrolliertes Saatgut noch die Anwendung von Schädlingsbekämpfungsmitteln; unter systematischer Unkrautbekämpfung oder Fruchtwechsel kann er sich nichts Konkretes vorstellen. Er pflügt, besser gesagt, reißt den Boden auf, denn sein altertümlicher Pflug wendet den Boden nur schlecht, fährt nachher mit der Egge darüber und sät. Falls die Zeit reicht, wird mit der schweren Haue gehackt, aber das Unkraut geideit trotzdem kräftig.

Wenn die Baumwolle und der Mais dem Aufkäufer im Dorf abgeliefert sind, bleibt meist nicht mehr viel Bargeld übrig, denn dieser, zugleich Inhaber eines kleinen Kaufhauses, rechnet dann die Lieferungen an Zucker, Yerba usw. ab, die sich Juan Perez das Jahr durch ins Buch schreiben läßt. So besteht für ihn

keine große Aussicht, einmal auf einen grünen Zweig zu kommen, falls nicht irgendwie Hilfe von außen kommt.

### Die Überschätzung der Theorie

Paraguay, mitten im südamerikanischen Halbkontinent gelegen, flächenmäßig zehnmal so groß wie die Schweiz, ist ein eindrückliches Beispiel eines «unterentwickelten Landes», in welchem ein hoher Anteil der werktätigen Einwohner als ländliche Selbstversorger schlecht und recht von der Hand in den Mund leben. Da die vielen Juan Perez nur wenig für den Markt produzieren und das Land keine nennenswerten Industrien besitzt, ist auch der Wirtschaftsertrag des Landes gering. Jene wirtschaftlichen Triebkräfte, die zum Beispiel aus der Schweiz oder Belgien im Verlauf der letzten hundert Jahre «hochentwickelte» Länder mit einem hohen Lebensstandard schufen, sind bisher nicht zu ihrer Entfaltung gelangt oder waren eben einfach nicht vorhanden. Was kann getan werden, um die Wirtschaft dieser Länder anzukurbeln?

In den meisten unterentwickelten Ländern bestehen die zur Etablierung von Industrien nötigen Voraussetzungen nicht. Wirtschaftliche Entwicklung hat deshalb vor allem über die Förderung der Agrarproduktion zu erfolgen. Wenn wir diesen Grundsatz auf Paraguay praktisch anwenden wollen, so heißt dies, daß den vielen Juan Perez Anreiz und Möglichkeiten zu einer Verbesserung ihres Arbeitsertrages gegeben werden müssen. Man müßte sie dazu bringen können, ihre ihnen normalerweise zur Verfügung stehenden Produktionsmittel (Boden, Zugtiere, Gerätschaften usw.) besser einzusetzen und auszunützen und überdies zu rationelleren Bewirtschaftungsmethoden überzugehen (Düngung, bessere Sorten, neuzeitliche Geräte usw.). Dies alles ist keine einfache Sache, denn die damit zusammenhängenden Einzelprobleme sind äußerst mannigfaltig. Sicher ist aber, daß dabei den landwirtschaftlichen Beratungsdiensten und den Lehranstalten aller Stufen wichtige Rollen zufallen.

Wie wir bereits wissen, ist unser Freund José Rodriguez «Generaldirektor für das Ausbildungswesen» im Landwirtschaftsministerium. Seine Abteilung beaufsichtigt fünf im Lande verstreute Schulen, von denen jede pro Jahr etwa 25 Burschen für den Beruf des Landwirts vorbereitet. Früher war seiner Ab-

teilung noch eine höhere Fachschule (Technikum) unterstellt; sie wurde jedoch vor einiger Zeit der Universität einverlebt. Dieses Technikum hat das Personal für Institutionen und öffentliche Dienste auszubilden, deren Tätigkeitsgebiet direkt oder indirekt mit der Landwirtschaft zusammenhängt. Auch Herr Rodriguez ist Absolvent dieses Technikums.

Schon seit langer Zeit war es ein offenes Geheimnis, daß mit diesen sechs Schulen Verschiedenes nicht stimmte. Ein früherer Landwirtschaftsminister gelangte daher an die FAO mit dem Ersuchen, sich der Angelegenheit anzunehmen, das heißt jemanden hinzusenden mit der Aufgabe, alle diese Schulen gründlich zu untersuchen und Verbesserungsvorschläge einzureichen sowie die zuständigen Regierungsstellen bei der Ausführung derselben zu beraten. Damit ist das Fachgebiet, auf dem ich während der vergangenen dreieinhalb Jahre in Paraguay arbeitete, in großen Zügen umschrieben.

Meine erste Arbeit bestand in der Überprüfung des Lehrplanes und der Programme der einzelnen Lehrfächer am landwirtschaftlichen Technikum. Man wollte an ihr in einem sechs Jahre dauernden Lehrgang Fachleute für leitende Posten in landwirtschaftlichen Organisationen ausbilden, sie aber zugleich auf ein späteres Universitätsstudium vorbereiten. Ein so hoch geschraubtes Lehrziel ist natürlich nur zu erreichen, wenn der Schule ausreichende finanzielle Mittel und sehr gute Lehrkräfte zur Verfügung stehen und zudem auf ein hohes Leistungsniveau der Schüler geachtet wird.

Nachdem ich mir den Schulbetrieb einige Wochen lang angesehen hatte, empfahl ich, als erste Verbesserungsmaßnahme das Lehrziel zu vereinfachen, das heißt auf die Vorbereitung der Schüler auf ein Universitätsstudium zu verzichten und sich auf die Ausbildung von praktisch geschulten Technikern zu beschränken, die das Land dringend benötigte. Dieser Vorschlag fiel mir um so leichter, als die zahlreichen Gymnasien mehr als genug junge Leute auf die Hochschule vorbereiten.

Nachdem verschiedene Widerstände – vor allem bei den Lehrern – überwunden waren, hieß das Ministerium meinen Vorschlag gut. Einmal so weit, konnte ein neuer Lehrplan von vier Jahren Dauer ausgearbeitet werden, indem mehrere allgemeine Fächer gestrichen, andere gekürzt und zusammengefaßt wurden. Damit war auch das Lehrziel der Schule neu

festgelegt: Ausbildung von landwirtschaftlichen Technikern mittlerer Stufe mit soliden fachlichen und vor allem praktischen Kenntnissen.

Jetzt konnte an die Ausarbeitung der Lehrprogramme gegangen werden. Die meisten Lehrer wollten viel zu hoch hinaus. Der Sprachlehrer beharrte auf einer Einführung in die Geschichte der spanischen Literatur und wollte nichts von landwirtschaftlicher Korrespondenz wissen. Der Lehrer für Betriebslehre begeisterte sich an den Grundprinzipien der Nationalökonomie und wollte unbedingt auf landwirtschaftliche Buchhaltung verzichten. Der Geometrieprofessor, der auch noch an einem Gymnasium unterrichtete, war fast nicht von der Trigonometrie abzubringen, war aber anderseits ehrlich überzeugt, es könne doch nicht seine Aufgabe sein, den Schülern praktisches Feldmessen beizubringen! Der Lehrer für Gartenbau meinte, der Unterricht in Gemüsebau hätte hinter der Ziergärtnerei zurückzustehen, da letztere eine edlere Beschäftigung sei als das Pflanzen von Salat, Kohl und Tomaten, und sich für eine Lehranstalt eher gezieme!

Diese zum Teil tiefgreifenden Diskrepanzen konnten schlußendlich dennoch wegdiskutiert werden; bis aber die Programme aller Fächer bereinigt waren, verging ein ganzes Jahr.

Als weitere Maßnahme konnte nun mit ihrer Einführung im Unterricht begonnen werden. Dies war schon schwieriger, weil sie vom einzelnen Lehrer radikale Umstellungen verlangte. Bisher wurden nämlich die Zöglinge, auch in den rein landwirtschaftlichen Fächern wie Bodenkunde oder Obstbau, nur theoretisch ausgebildet. Die ganze Ausbildung bestand vorwiegend aus Lektionen im Klassenzimmer. Was in den grundlegenden Fächern gelehrt wurde, entsprach einer äußerst oberflächlichen Einführung in die Naturwissenschaften, Mathematik usw. Es wurde vorwiegend und sehr viel auswendig gelernt und mit der Anwendung der erworbenen Kenntnisse war es sehr schlecht bestellt. Als ich einst in einem Teilexamen einen Schüler fragte, was er von der Brache wisse, antwortete er, dies sei eine «wissenschaftliche Methode der Bodenbearbeitung, durch die dem Boden die Pflanzennährstoffe zurückgegeben werden». Auf diese bombastische, aber falsche Antwort bildete sich der junge Mann noch allerhand ein, wie ich an

seinem Gesichtsausdruck feststellen konnte, als wollte er sagen: «Ein Ausländer erwischt mich nicht so leicht!» Als ich statt eines Kommentars weiter fragte, um welche Nährstoffe es sich dabei handle, antwortete er, diese Frage dürfe ich nicht stellen, denn sie sei vom Lehrer im Laufe des Unterrichts nicht behandelt worden!

Bei dieser Art von «technischer Ausbildung» mußten die Schüler natürlich versagen, wenn sie später im Beruf standen. Die meisten waren wohl imstande, den Bauern einen glänzenden Vortrag zum Beispiel über die Vorteile der Schädlingsbekämpfung oder die Verwendung von Maschinen im Ackerbau zu halten. Anderseits konnte aber keiner zeigen, wie man eine Spritzbrühe zubereitet oder einen Häufelpflug einstellt, da sie das nicht gelernt hatten. Mit Vorträgen und großen Worten ist in der Landwirtschaft – dies ist auf der ganzen Welt so – nicht viel zu erreichen, besonders in einem Lande mit kleinbäuerlichen Verhältnissen von der Art unseres Juan Perez.

Für die ungenügende praktische Ausbildung der Schüler gab es verschiedene Gründe. Einmal war die Schule dafür nur mangelhaft eingerichtet. Es ist klar, daß niemand mähen lernen kann, wenn keine Sensen da sind, oder das Spritzen der Obstbäume, wenn der einzige vorhandene Spritzapparat unbrauchbar ist. Als Grund für die ungenügende Ausrüstung der Schule nannten die Lehrer immer wieder das Fehlen von ausreichenden finanziellen Mitteln und administrative Schwierigkeiten. Vielen Lehrern schien es so allerdings recht zu sein. Der Materialmangel mußte als Grund für ihre Bequemlichkeit herhalten. Mit etwas mehr gutem Willen hätten sie auch mit den vorhandenen bescheidenen Mitteln bedeutend mehr erreichen können.

Damit kommen wir zu einer weiten Ursache der schlechten, besser gesagt, mißverstandenen Ausbildung der Schüler: Die Einstellung der Lehrerschaft zu ihrer Aufgabe. Es wurde schon gesagt, daß fast alle Lehrer die theoretische Seite überschätzten, ohne sich aber für die darauf beruhende schlechte Qualität der Ausbildung verantwortlich zu fühlen. Die meisten Lehrer unterrichteten nur wenige Stunden pro Woche in einem Spezialfach und arbeiteten zudem an zwei, drei oder vier andern Orten, um bei der schlechten Entlohnung ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Einer zum Beispiel, ein Tierarzt, der in verschiedenen na-

turwissenschaftlichen Fächern unterrichtete, hatte einen Posten bei einer Fleischkonservenfabrik, einen andern im Landwirtschaftsministerium und praktizierte daneben noch! Da diese Arbeitsplätze zum Teil weit auseinander lagen, hatte er mit den gleichen, wenn nicht größeren Transportschwierigkeiten zu kämpfen wie der eingangs vorgestellte Señor Rodriguez. Bei den schlechten Transportverhältnissen konnte natürlich niemand verlangen, daß sie noch mehr Zeit opferen für die Vorbereitung von praktischen Lektionen oder für die Beaufsichtigung der Schüler bei praktischen Arbeiten.

Diese ausgesprochene Abneigung der Lehrer gegen jede auf die Praxis ausgerichtete Tätigkeit und die damit zusammenhängende Überbewertung und Überschätzung der Theorie waren die Hauptursache für die schlechte fachliche Vorbereitung der Schüler auf ihren späteren Beruf und damit für ihr Versagen in der Praxis. Dies ist übrigens nicht nur im Gebiete der Landwirtschaft, sondern in fast allen Fachgebieten festzustellen, und zwar nicht nur in Südamerika, sondern in den meisten «unterentwickelten Ländern». Es würde zu weit führen, die Gründe für diese Mentalität zu untersuchen oder auch nur aufzuzählen, denn die sie bestimmenden Faktoren sind mannigfacher Art.

Mit der Einführung der neuen, auf die Praxis ausgerichteten Unterrichtsprogramme hätte diesem Übelstand, soweit möglich, abgeholfen werden sollen. Als schließlich, nach langem Hin und Her, die einsichtigen Lehrer sich umzustellen begannen, wurden die Schüler bockbeinig, protestierten gegen die Aufnahme praktischer Arbeiten ins Unterrichtsprogramm und organisierten deshalb einen Streik, das heißt erschienen nicht zum Unterricht. Man gehe nicht in die Schule, um körperliche Arbeit zu verrichten, sondern um zu «studieren», war ihre Parole. Da die Schulbehörden und der Vorgänger von Herrn Rodriguez keine klare Entscheidung treffen wollten, um sich auf keinen Fall eindeutig festzulegen oder eine bestimmte Verantwortung zu übernehmen, wurde die Angelegenheit aufgeschoben. Jedermann begann, auf irgendein Ereignis zu hoffen, das die unangenehme Situation hätte beseitigen können.

Ein solches Ereignis trat auch bald ein, und zwar in Form einer der häufigen politischen Machtkämpfe – Revolution ist nicht der rich-

tige Ausdruck dafür – zwischen regierungstreuen und andern Elementen. In dessen Anfangsstadium ließ die Regierung einige ihr treu ergebene Truppenteile in die Nähe der Hauptstadt kommen, um sich gegen alle Eventualitäten vorzusehen. Ein Teil dieser Truppen, etwa in Bataillonsstärke, quartierte sich in der Schule ein. Diese mußte natürlich geschlossen werden, das heißt die 240 Schüler wurden bis auf weiteres nach Hause geschickt und die Lehrer vorübergehend beurlaubt. Damit waren die schwelenden Probleme in einer für alle Beteiligten befriedigenden Form vorläufig umgangen und ihre Lösung aufgeschoben.

Bald danach trat der Direktor der Schule zurück. An seine Stelle trat ein Mann mit mehr Ehrgeiz und sehr viel Initiative, dem es gelang, nicht nur die neuen Programme durchzusetzen, sondern auch andere dringende Reformen zu verwirklichen, wie zum Beispiel eine Vereinfachung der Verwaltung. Auf sein Betreiben hin übernahm kurz darauf die Universität Asunción die ganze Schule, so daß sie heute, als eines der landwirtschaftlich-veterinärmedizinischen Fakultät angeschlossenes Institut, ihre Aufgabe bedeutend besser erfüllt als früher.

Bei der Reorganisation der andern fünf Schulen waren ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden wie sie bereits geschildert wurden.

Diese Schulen wurden seinerzeit mit sehr viel Begeisterung auf Betreiben eines initiativen Ministers gegründet, um einem Teil der Landjugend Ausbildungsmöglichkeiten zu bieten. Damit wollte man den Anfang machen zu einer großzügigen Förderung der Agrarproduktion, denn man sagte sich mit Recht, daß die zukünftigen Bauern zweckmäßig ausgebildet werden mußten, wenn man von ihnen mehr und bessere Baumwolle oder mehr Mais erwarten wollte als Juan Perez zu produzieren imstande ist. Ferner hätten diese Schulen auch andere mit der Verbesserung der Landwirtschaft verbundene Aufgaben übernehmen sollen, wie die Beratung der Bauern, die Durchführung von praktischen Versuchen usw.

Man plante am Anfang sehr großzügig, kaufte Land und begann mit dem Einrichten der Schulen. Diese Arbeit wäre wohl zu Ende geführt worden, wenn nicht bald danach wieder eine Regierungsumbildung erfolgt wäre. Der Minister, der den Anstoß zur Gründung dieser Schulen gegeben hatte, wurde in der Folge mit einem andern Ressort betraut, und sein Nach-

folger hatte andere Ansichten über die zu treffenden Maßnahmen zur Förderung der Agrarproduktion. Man sieht deshalb in einigen von ihnen heute noch angefangenes oder halbvollendetes Mauerwerk von großen Internatsgebäuden, die seit zirka fünfzehn Jahren auf ihre Fertigstellung warten. Dieser Mangel an Konsequenz bei der Durchführung von einmal beschlossenen Maßnahmen ist charakteristisch für viele lateinamerikanische Länder. Kaum ein Minister oder anderer höherer Staatsbeamter setzt die vom Vorgänger begonnenen Arbeiten fort. Jeder möchte seine Tüchtigkeit mit eigenen Plänen und Projekten beweisen. Meist ist er aber gar nicht lange genug im Amt, um ihre Verwirklichung zu erleben!

#### **Das Krebsübel der überzentralisierten Bürokratie**

Es ist klar, daß bei so unstablen Verhältnissen der Schulbetrieb Verschiedenes zu wünschen übrig ließ. Erschwerend wirkte dazu noch die unklare Abgrenzung der Verantwortlichkeit zwischen den einzelnen Instanzen sowie der komplizierte Aufbau der Verwaltung in Form einer überzentralisierten Bürokratie.

Wenn in einer Schule etwas benötigt wurde, seien es auch nur einige Schrauben, eine Flasche Tinte oder ein Werkzeug, so konnte dies nicht etwa einfach gekauft werden. Der Direktor mußte in allen solchen Fällen, auch in den geringfügigsten, ein entsprechendes Gesuch an den Herrn Minister richten. Dieses ging dann den langen Instanzenweg und wuchs sich oft zu einem ansehnlichen Aktendossier aus, falls es nicht in irgendeinem Schreibtisch verloren ging. Falls die angeforderten Waren im Depot der Verwaltungsabteilung vorrätig waren, vergingen oft drei Monate und mehr, bis sie endlich an die Schule abgeschickt werden konnten. Andernfalls mußte die Verwaltungsabteilung die verlangten Waren einkaufen und an die Schule liefern. Dies ergab weitere Komplikationen; oft bekamen die Schulen ihre Waren überhaupt nie, weil das Dossier mit dem Gesuch verloren gegangen war oder, was häufig vorkam, weil der entsprechende Budgetposten «erschöpft», das heißt, kein Geld da war.

Ich nahm mir einmal die Mühe, in dreitägiger Arbeit den Instanzenweg genau festzustellen, den so ein Gesuch zu gehen hatte. Dabei erwies sich, daß eine Warenbestellung, je nach der Wichtigkeit des Falles, 23- bis 37mal von

einem Beamten zu einem andern ging, dabei in sechs bis acht Büchern registriert wurde, und zwar verschiedene Male, im ganzen neun- bis fünfzehnmal, und zwölf bis sechzehn Unterschriften und ebensoviele Stempel nötig waren, bis die Bestellung erledigt war.

Um dem abzuhelpfen, regte ich die Schaffung einer sogenannten «Kleinen Kasse» in jeder Schule an. Dazu hätte die Verwaltungsabteilung allen Schulleitern monatlich eine bestimmte, an sich bescheidene Summe übergeben sollen, die sie, natürlich unter Beachtung eines genauen Reglements, für kleinere, dringende Ausgaben hätten verwenden können. Diese sich geradezu aufdrängende und schon längst fällige Maßnahme konnte aber nicht verwirklicht werden, angeblich weil die Gesetze über die Organisation der Staatsverwaltung den Begriff der «Kleinen Kasse» nicht kennen, und demnach so etwas gar nicht erlaubt sei, und weil das Gesetz auch klipp und klar vorschreibe, daß nur einige wenige, genau bezeichnete höhere Verwaltungsbeamte Staatsgelder in die Hände bekommen dürften. Dies stimmte allerdings nicht, wie ich bald herausbekam, als ich die erwähnten Gesetze über die staatliche Verwaltung eingehend studierte. Es war ganz einfach so, daß eine kleine Gruppe von Verwaltungshengsten weiterhin allein und exklusiv auf der Kasse sitzen wollten und sich sehr bemühten, ja keinen andern an sie herankommen zu lassen.

Diese für uns Schweizer ungewohnte Aufbauschung der Verwaltung mit einem entsprechenden Aufwand an unproduktiv arbeitendem Personal ist ebenfalls charakteristisch für viele noch junge Länder. Oft kommt es vor, daß ein Generaldirektor oder gar der Minister selbst Entscheidungen treffen müssen, für die andernorts Kanzlisten oder Hilfsbuchhalter zuständig sind. Ein Bekannter von mir, der für das Technische Hilfswerk der UNO längere Zeit im Orient tätig war, erzählte mir, daß in einem bestimmten Land der Minister persönlich die Benzincoupons aufbewahrte und an die Beamten verteilte, die zu einer Dienstfahrt auszurücken hatten! Als ich mit meiner Familie aus Paraguay wegzog, mußte ich eine Bewilligung zur Mitnahme meines persönlichen Eigentums einholen. Auf dem entsprechenden Formular schrieb ich summarisch: «Küchengeräte, Kleider und andere persönliche Effekten», in der Meinung, daß dies genüge. Nach

einer Woche kam aber das Gesuch zurück mit einem Vermerk, daß die angegebenen Waren detailliert aufgeführt werden müssen, ansonsten auf das Gesuch nicht eingegangen werden könne. Stempel und Unterschrift des Unterstaatssekretärs im Finanzministerium! Man kann sich über solche Vorschriften natürlich aufregen, aber da ich in den langen Jahren in Südamerika an solche Dinge schon gewöhnt war, lachte ich und sagte mir: «Glückliches und in gewissem Sinne beneidenswertes Land, in dem Magistratspersonen vom Rang eines Vizeministers Zeit haben, sich um die Anzahl Socken und Unterhosen zu kümmern, die ein UNO-Experte nach Beendigung seines Auftrages mit sich aus dem Land nehmen will!»

In den Verwaltungsabteilungen der öffentlichen Dienste herrscht meist die Auffassung vor, daß die technischen Abteilungen ihre Arbeit nach den Erfordernissen der Administration auszurichten haben. Im paraguayischen Landwirtschaftsministerium macht sich kein Verwaltungsbeamter Gedanken über die Tatsache, daß den Schulen und andern Institutionen Schwierigkeiten entstehen, wenn die Verwaltungsabteilung das schon lange angeforderte Saatgut zwei Monate zu spät einkauft oder einen Ersatzteil für ein alle Tage benötigtes Gerät nicht aufzutreiben imstande ist.

Ein anderes Beispiel: Der Landwirtschaftsminister erhielt einmal vom Finanzminister die Mitteilung, daß für die Einrichtung der Schulen eine größere Summe verfügbar sei. Um die Übergabe des entsprechenden Kredits formell vorzunehmen, wurde eine Sitzung vereinbart, an die der Landwirtschaftsminister seinen Verwaltungsdirektor abordnete. Nach einigen Wochen erkundigte sich der Minister, warum denn von einem Ausbau der Schulen noch nichts zu merken sei? Kein Geld vorhanden, wurde geantwortet. Was? Warum kein Geld? Man hat mir doch gesagt... und die Sitzung... usw. Betretenes Schweigen und Achselzucken seitens des Herrn Verwaltungsdirektors und der übrigen Anwesenden. Darauf Rücksprache beim Finanzministerium. Da kam nun aus, daß der Herr Direktor vergessen hatte, an der entscheidenden Sitzung teilzunehmen! Darauf wurden die in Frage stehenden paar Millionen anderswie ausgegeben, da man im Finanzministerium annahm, das Landwirtschaftsministerium hätte kein Interesse mehr daran.